

Durs Grünbein Die Jahre im Zoo



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4818

Hellerau, die Gartenstadt am Rande Dresdens, zu Beginn des 20. Jahrhunderts Station für Kafka, Rilke, Benn und viele andere, wird für Durs Grünbein zu einer Stätte von prägender Kraft für den eigenen Lebensweg. Von hier aus geht es hinein in das Jahrhundert: Die Schicksale der Vorfahren väter- und mütterlicherseits ebenso wie das ihm überlieferte Trauma der Zerstörung Dresdens sind Erzählungen, die tief in den Kreis seiner eigenen Erfahrungen eindringen. Über das atmosphärisch dichte Erlebnis der heimatlichen Brachen und der russischen Besatzung öffnet sich in dieser äußersten Ecke des östlichen Deutschland ein konkreter Raum des Erinnerns. So entsteht das Bild seiner Kindheit – am Rand der Geschichte in den langen Sommern des Kalten Krieges.

Durs Grünbein wurde am 9. Oktober 1962 in Dresden geboren. Er lebt und arbeitet als Dichter, Übersetzer und Essayist in Berlin und Rom.

Zuletzt sind von ihm im Suhrkamp Verlag erschienen: *Cyrano oder Die Rückkehr vom Mond* (2014) und *Zündkerzen* (2017)

Durs Grünbein
Die Jahre im Zoo
Ein Kaleidoskop

Suhrkamp

Erste Auflage 2017
suhrkamp taschenbuch 4818
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Familie Grünbein
Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46818-0

Inhalt

Ouvertüre im nachhinein	7
Fischwaren	10
Das Große Gehege	30
Die Ohrfeige	58
Spielzeuge 1: Lokomotiven	62
Tag der Arbeit	65
Die Lehre der Photographie	114
Der Löffel	125
Die Schuluhr	160
Im Garten der Gartenstadt	165
Die Gründerhexe	267
Das Trafo-Häuschen	272
Kindertotenlieder	273
Spielzeuge 2: Das Luftgewehr	279
Der kluge Hans	283
Nämlich	298
Die Russen vor Dresden	330
Unheimliche Mutter	347
Ungetauft	349
Zoologische Internationale	357
Spielzeuge 3: Das Kaleidoskop	378
Der Rätselmeister	380
Fort von zu Hause	396
Danksagung	400

Meinen Eltern und wie immer ...

Ouvertüre im nachhinein

Mit der Verlässlichkeit von Erinnerungen ist es, wie jeder aus Erfahrung weiß, nicht weit her. Dies zumindest haben Materie und Gedächtnis gemeinsam, daß sie ganze Welten verschlingen können, ohne daß die Oberfläche der Tage auch nur die leiseste Kräuselung zeigt. Tatsächlich können, so wie Gesichter, Stadtviertel, Straßenszenen im Klick einer Pupille verschwinden, ganze Lebensphasen und die zugehörigen Schauplätze und Gefühlslagen fortgewischt werden, als hätten sie nie existiert.

Ganz genau weiß ich aber noch meinen ersten Alptraum. Er hatte sich mir eingepägt, weil er sich viele Nächte lang wiederholte. Bis dahin muß ich mit allem und allen verbunden gewesen sein, nach der Art der Naturvölker und Kleinkinder: Von diesem Moment an war ich nur noch das Einzelkind in seiner ganzen Verlorenheit und Verfehltheit. Der Ablauf war immer derselbe. Es geschah in unserem Haus in der Hellerau-Siedlung am Stadtrand von Dresden, das wir bezogen hatten, kurz bevor ich zur Schule kam, und es muß in der Zeit gewesen sein, da man das Lesen und Schreiben und die ersten primitiven Rechenformen erlernte.

Kaum war es dunkel und ich lag im Bett ausgestreckt, da begann sich der Raum nach oben zu weiten und um mich zu drehen. Aus großer Höhe sah ich mich selbst, winzig klein, da unten in meinem geblühten Schlafanzug liegen. Über der Kammer, die nur eine Schiebetür mit Milchglaseinsatz vom Schlafräum der Eltern trennte, der uns tags als Wohnzimmer diente, war das Haus aufgebrochen. Die Decke hatte sich wie die Himmels-

luke eines Observatoriums zur Nacht hin geöffnet. Zwischen mir und dem Weltall gab es kein Dach mehr, und über den Kleiderschränken begann nun das Firmament. Ich war dem feuchtkalten, unfaßbar schwarzen Außenraum ausgesetzt und hatte das Gefühl, mit großer Kraft nach draußen gesogen zu werden. Mein Bett, mein geliebtes Bett bot keinen Halt mehr, der einzige Ort, an dem ich geschützt gewesen war vor den Attacken der Welt. Ich war jener unglückliche Kosmonaut (man gebrauchte damals den offiziellen sowjetischen Ausdruck, Astronauten waren nur Amerikaner), der versehentlich durch eine Klappe aus seiner Raumstation gefallen war und nun abgenabelt und abgekabelt umhertrieb. Was mir Angst machte, war, daß ich nicht nur äußerlich keinen Halt fand in dieser Dunkelheit, in der es kein Oben und kein Unten mehr gab, sondern daß es sich anfühlte, als sei auch mein Schädel geöffnet worden und das Gehirn freigelegt, einem gekappten Frühstücksei gleich – wozu mir deutlich das ringförmige Küchenwerkzeug mit dem Scherengriff vor Augen stand, mit dem ein Teil der Verwandtschaft die gekochten Eier bei Tisch köpfte. Ein kühler kosmischer Hauch wehte mir um die Stirn, ich fror am ganzen Körper und war verloren bis in den kleinen Zeh. Eine grenzenlose Angst hatte mich erfaßt, eine im urtümlichen Sinn panische Furcht, mich auflösen, mich ausströmen zu müssen ins All. Die Eltern vergruben sich währenddessen im Nebenzimmer in ihren Betten und konnten oder durften mich nicht retten, so erbärmlich ich auch wimmerte. Mir schien, sie waren kilometerweit von mir entfernt. Zu Anfang war Mutter noch aufgestanden und hatte mich zu beruhigen versucht. Im Grunde aber verstand auch sie wenig von meiner Not, und ihre freundliche Ignoranz schnitt mir ins Herz. Der Vater brummte immer nur

aus dem Hintergrund, ich solle die Albernheiten doch lassen. Später hat auch Mutter es aufgegeben, mir noch Glauben zu schenken, wenn ich zitternd vor Kälte von meinen Irrfahrten durch den Weltraum erzählte. Untröstlich blieb meine Lage. So schlief ich dann leise greinend irgendwann ein unter den fühllos blinkenden Sternen.

Von da an veränderte sich alles, und nichts war mehr wie in den Jahrhunderten meiner Kindheit zuvor. Heute scheint mir, als hätten gewisse Dinge in meinem Leben seither einen etwas eigentümlichen Verlauf genommen, eine Ablenkung, wie schwach auch immer, aber mit jedem Tag deutlicher, vom normalmenschlichen Kurs. Ich weiß kein besseres Wort dafür als *Aberration*, ein Terminus, nach allen Seiten hin ausstrahlend, der sich mir später im Astronomieunterricht einprägte. Dabei sah man es überall: Kein Individuum, das nicht auf seine Weise von der Art abwich. Kein Blick zum Sternenhimmel, bei dem die Gestirne sich nicht scheinbar vom Beobachter wegbewegten, wenn ihn der Schwindel der Erdumdrehung erfaßte. Kein Bild, das nicht seine optischen Täuschungen mitbrachte. Ich habe keine Ahnung, wofür diese Serie von Angstträumen gut war, aber sicher bin ich mir, daß sie damals einen Strich zog durch das noch kaum erwachte Bewußtsein. Ich war sieben, als die Gewißheit der Sterblichkeit mich streifte, das Gefühl des Ausgesetztseins im All.

Fischwaren

I

Aufgewachsen bin ich in einem alten Dresdner Mietshaus, das der Krieg begnadigt hatte; es gehörte jedenfalls nicht zu den zwanzig Prozent, die über Nacht wie vom Erdboden verschluckt wurden. Das graue Eckhaus, ein Gründerzeitkasten mit blatternarbigen Mauern, lag an einer der vielbefahrenen Straßen des Stadtteils, dessen Name mir später noch zwei Mal als Echo entgegensprang – aus der römischen Geschichte und aus der Literatur der Goethezeit – und also von weit her geholt schien: Cotta.

Das Haus stand als einziges seiner Art frei. An die Geräuschkulisse ringsum kann ich mich lebhaft erinnern, wenn ich die Augen schließe, in letzter Zeit kehrt sie manchmal im Halbschlaf zurück. Ein herzerfrischender Lärm lag in der Luft dieses Viertels. Es ging dort zu wie auf einer venezianischen Bühne in den Zeiten der *Commedia dell'arte*. Am liebsten wurde Goldoni gespielt, »Krach in Chiozza«. Jemand riß plötzlich ein Fenster auf und schrie hinaus in den Garten, in dem an langen Leinen zwischen Obstbäumen die Wäsche trocknete. Ein Preßlufthammer tanzte um den Bordstein. Oder ein Fußball knallte gegen die Brandmauer, die das Grundstück von der nächsten Parzelle trennte. Wenn die Straßenbahn um die Ecke rasselte, wurde das ganze Gebäude wach gerüttelt. Die Fensterscheiben klirrten jedesmal von den vorüberrumpelnden gelben Waggons der Linie 1, der ältesten, die schon damals eine Stadtlegende war.

Nur in dem Fischladen im Erdgeschoß, an der stilleren Seitenstraße gelegen, blieb es auffällig ruhig. Vor den Mäulern der nach Luft ringenden Fische verstummte, wie unter Wasser, das Rauschen der kleinen Vorstadtwelt.

Unterm Dach lag die kleine Wohnung der Eltern, durch das Treppenhaus mit den ausgetretenen Sandsteinstufen über ein paar zusätzliche Holzstiegen erreichbar. Es war keine Wohnung, eher ein Taubenschlag. Ein langer, schlauchartiger Flur führte zu dem einzigen Zimmer, das ihnen gehörte. Küche und Bad teilten wir uns mit der Vermieterin, einer Märchengreisin, nahezu hundertjährig, mit schlohweißem Haar, seit langem Witwe: Sie hatte das Zeug zur Wahrsagerin. Das alte Weiblein hat meine Mutter einmal damit erschreckt (und nachher entzückt), daß sie im Flur vor dem Spülstein das Kind aus ihren Armen an sich heranzog und ihm aus der Hand las. Da fiel ihr das tief in den Babyspeck eingezeichnete M auf, und sie fing an, hexenhaft zu kichern, eine uralte Hexe des guten Willens.

Im Erdgeschoß wohnten die Großeltern. Sie hatten das junge Paar, das dankbar war für das Stück raren Wohnraums, in ihre Einflußsphäre gelotst, eine praktische Lösung für alle. Das klassische Trio Vater, Mutter, Kind hielt sich oft auf da unten, wo das Gemäuer und der Steinboden kälter waren, bei den Altvorderen, die weniger beengt hausten als die studentischen Turteltauben oben mit ihrer einzigen Brut.

Die Zimmer der Großeltern grenzten an die Verkaufs- und Lagerräume jenes Fischladens. Man brauchte nur dem Geruch zu folgen, einmal ums Haus herum, schon stand man vor einem Aquarium, las überm Eingang das verblichene Schild mit der Aufschrift »Fischwaren« und hatte den Hafen erreicht. Die Benennung war absichtlich so abstrakt gehalten, um die wilden

Phantasien zu unterdrücken. Man fuhr nicht auf Meere hinaus bei dem Wort *Waren*, man war sofort eingestimmt auf die schüttereren Reihen von Konservenbüchsen und Einmachgläsern voll trüber Tunke, die einen drinnen erwarteten. Daß Fisch nicht stinken darf, nicht, wenn er frisch ist, lernte ich erst in einem späteren Leben.

Der Geruch war auch der Grund für die niedrigen Mieten, die man in den davon heimgesuchten Häusern bezahlte – ein Vorteil, der den Großeltern seit den späten zwanziger Jahren, den Zeiten allgemeiner Arbeitslosigkeit, zugute kam. Damals kannten nur Zeitungsleser den Namen Hitler, aber jeder Dresdner wußte, was das Handelshaus »Paschky/Seefische« an Köstlichkeiten zu bieten hatte – das zweifache S-c-h las sich als eine Verheißung von Frische und Meeresrauschen. Noch im Jahr 1936, anlässlich der *Reichsgartenschau Dresden*, warb der Familienbetrieb damit, seit einem halben Jahrhundert Garant zu sein für beste Qualität. Er war der Vorläufer jenes Ladens mit dem Zeichen der Handelskette *HO*, denn selbstverständlich war ein Unternehmen wie dieses, geschäftstüchtig und weltmarktverbunden, beim Umsturz aller Verhältnisse, im Zuge der Landesteilung als Unternehmen vertrieben worden. Was den Geruch um kein Jodmolekül minderte.

Wahrscheinlich rührt daher die stille Phobie, die mich vor Fischgerichten bis heute erfaßt. Sie können so köstlich zubereitet sein, wie es der Chefkoch versteht, immer höre ich den Alarmton, wenn auf dem Teller ein Kabeljau auftaucht, eine filetierte Forelle oder ein Loup de mer mit lupenrein weißem Fleisch. Widerlich sind mir die fetten Karpfen mit ihren schartigen Moosbuckeln, die ich noch vor mir sehe, wie sie auf dem Küchenbrett

aufgebahrt lagen, immer um die Weihnachtszeit, als fette Leichname, mit den vom Verröcheln weit geöffneten Mäulern.

An ihnen war nichts Segensreiches, es waren tote Fische, vor denen mir graute. Sie bringen mir die schmale Küche in Erinnerung, das Außenklo eine halbe Treppe tiefer und den grausigen Porzellanlanz der Badewanne im Waschabteil nebenan, in der die Karpfen die letzten Stunden lebend verbrachten, gegen die schadhafte Emaille klatschend – dieselbe, auf Vogelklauen stehende Badewanne, in der ich von Kopf bis Fuß abgeschrubbt wurde, wobei mir beim Haarewaschen der Seifenschaum in die Augen geriet. Wild strampelnd stand ich unter dem klobigen Wasserboiler, tobte und schrie, woraufhin der lärmempfindliche Großvater sich in die Küche verzog. Lange saß er dann dort, die Unterarme entblößt. Auf den linken war, knapp über den Pulsadern, ein Ochsenkopf tätowiert, sein Blau verblaßt wie das Dekor verwaschener Tischdecken. In seiner Lehrzeit als Metzgerjunge hatte er ihn sich stechen lassen, eine Jugendsünde, wie die Frauen der Familie gern lästerten. Hatte er erst einmal die Bierflasche geöffnet, konnte er sich regelrecht einrichten dort und stundenlang Audienz halten neben dem Herd mit dem gargantuesken, gurgelnden Kochtopf, in dem ein paar Fischköpfe glotzüngig schwammen. Bei einer solchen Gelegenheit muß es gewesen sein, daß er dem Fünfjährigen, die Zigarette auf dem Herdrand abgelegt, einen Schluck aus der Pilsnerflasche anbot – amüsiert, als das Kind nach der Kostprobe sich schüttelte. »Schmeckt nicht, ist bitter.«

Großvater war von Beruf Fleischhauer, ein Mensch, der den größeren Teil seiner Lebenszeit im Stehen verbracht hatte, mit dem Ausweiden geschlachteter Rinder und Schweine befaßt.

Auf keine andere Tätigkeit, scheint mir, hat die Bezeichnung *Schinderei* jemals besser gepaßt. Wenn er nach einem schweren Arbeitstag im Schlachthof nach Hause kam, setzte er sich auf seinen müden Hintern und blieb so, in thronender Position, sitzen, bis es Zeit war, ins Schlafzimmer zu wechseln. Es war eine Angewohnheit, die er mit Erreichen des Rentenalters noch einmal ausbaute. Niemand aus der Familie hat je so ausdauernd dazusitzen können wie er. In den letzten Lebensjahren hatte er es darin zur Vollendung gebracht: Aus dem Schlachtermeister war die Statue eines sitzenden Buddha geworden, freilich eines, der fast niemals lächelte.

Er konnte stundenlang ausharren auf seinem Stammplatz am unteren Ende des Wohnzimmertisches. Dieser blieb stets für ihn reserviert, mit einem Kissen im Rücken, das sein Revier markierte, dem Fernsehapparat gegenüber. Meistens lief irgendeine Tiersendung, wenn wir ihn am Nachmittag besuchten. Entweder war es der Fußball, der ihn alles ringsum vergessen ließ, oder es ging um Tiere, zumeist solche, die in Gefangenschaft lebten. Ein Zoodirektor stellte seine inhaftierten Menschenaffen vor wie entfernte Verwandte. Nicht jeder Orang-Utan war so geistesgegenwärtig, sein bekümmertes Bratpfannengesicht rechtzeitig abzuwenden. Mancher Gorilla, der es sich auf dem Autoreifen bequem eingerichtet hatte, winkte nur müde ab und vergrub die schlanken Hände im Fell. Dann schmückte sich der geschwätzige Tier-Impresario zur Abwechslung mit einem Totenkopffäffchen, das ihm auf der Schulter herumtanzte. Großvater sah sich das alles an, gab aber nie einen Kommentar dazu ab. Man konnte sagen, er hielt diesen Versuchen, sich bei den Tieren anzubiedern, eisern stand, wie einer, der ein Betriebsgeheimnis kannte, so furchtbar, daß er sich hütete, uns davon zu erzählen.

Es war jedesmal eine mittlere Sensation, wenn er überhaupt den Mund auftat. Alles, was über kurze Begrüßungen hinausging, lief schon Gefahr, als geschwätzig zu gelten. Er hatte einen festen Händedruck, und seine Hände erinnerten mich an die feuchtkalten, schweren Fleischpakete, mit denen er die Sippe versorgte. Seine Augen waren oft gerötet, man konnte sagen *blutunterlaufen* – vom Wasserdampf, dem er häufig ausgesetzt war, an den Brühanlagen im Schlachthof und von allem, was ihm entgegenspritzte, wenn er die Schutzbrille aufzusetzen vergaß. Er saß, wenn wir eintraten, auf seinem Stammplatz, wandte sich kurz um, gab uns die Hand, wobei der blaue Unterarm aufblitzte, dann starrte er wieder geradeaus, in seinem Nirwana mit dem Flimmern des Bildschirms eins. Während der Familienunterredungen, in Phasen des Klatsches, aber auch bei Anflügen echter Konversation mit meiner Mutter, behielt er immer den Fernseher im Blick.

Er sah das Elefantenjunge, noch wackelig auf den Beinen, in seinem engen Verschlag aus Bunkerbeton, beobachtete genau die Giraffe, wie sie sich umständlich herabbeugte, um dem Pfleger die Hand zu lecken. Aber die Feuchtigkeit hinter den Brillengläsern hatte nichts mit Tränen der Trauer zu tun, sie war eine Berufskrankheit. Dieser Stoiker des Sitzens verzog keine Miene, doch er schaute sich alles aufmerksam an: Flamingos bei der Morgentoilette, das Paarungsverhalten der Hyänen und die mühsame, fast halsbrecherische Art, mit der ein Kamel sich in die Liegeposition brachte, während die Kiefer ununterbrochen weitermahlten. Derweil brütete er seine eigene Theorie vom Sitzen aus, die anscheinend tief hinabreichte bis zu den Wurzeln unseres Stammbaums.

Denn keiner der lebenden Verwandten konnte sich mit seiner

Beharrlichkeit messen. Verglichen mit ihm, waren wir alle, stets auf den Beinen und immerfort geschäftig, nur flüchtige Erscheinungen, sinnlos umherirrend wie jene Springböcke in den Savannen Afrikas, die über den Bildschirm huschten.

Ich kann mich nicht erinnern, den Tierparkchef, diesen arm-seligen Komiker, je vor der Kamera mit einem Krokodil gesehen zu haben. Dabei wäre ihm sicher das Scherzen vergangen. Auch wurden in seiner Sendung niemals Haie vorgeführt oder sonst eine Fischart, harmlos oder gefährlich. Grund dafür war wohl der niedrige Evolutionsrang dieser Lebewesen, Lurche und Kriechtiere inbegriffen. Mit Ausnahme der Schlangen, Boas und Pythons, die man sich fernsehtauglich um den Hals schlingen konnte, waren diese Kreaturen allesamt wenig präsentabel, als Bildschirmliebliche ein Reinfeld. Großvater beschwerte sich selten, aber manchmal zeigte er seinen Unmut über das immergleiche zoologische Repertoire. »Heute wieder Schimpansen«, knurrte er dann und sah mir verschwörerisch in die Augen.

2

Das Licht war anders – damals in den Vorstadtstraßen
Der ausgeglühten, leergeräumten Stadt. Die Morgenfrühe,
Auroras Mündungsfeuer, schmierte auf die Häuserkästen
Ein zähes Rot, das kämpfte mit den braunen Untergründen,
Und was sich zeigte, war das Grau, das Grau des Neuen.
Verwunschen war das meiste, eingeschläfert unterm Blick
Des Kindes, das dort umging, märchenstill, alleingelassen
Beim Spielen oder Kleingeldsammeln oder Zeittotschlagen.
Stunden vergingen so im Schatten der an Wäscheleinen

Erstarrten Hemden, Socken, nach der Größe aufgehängt.
Ein Nachmittag verrann vor einem morschen Bretterzaun,
An dem man jedes Astloch kannte, jeden krummen Nagel,
Den einer lange vor dem Krieg dort eingeschlagen hatte.
Einmal ein Wespenstich, das war schon großes Abenteuer,
So ungeheuerlich, daß sich die Welt im Aufruhr drehte
Draußen vorm Hoftor – und dann ruckhaft innehielt
Mit ihren Eisverkäufern, Hunden, gelben Straßenbahnen
Bis hin zum letzten Pflasterstein, den Fliegen an der Wand.

Einen Fischladen gab's da, umschwärmt von den Katzen
Des Viertels, zögernd, wenn sie den Bordstein beleckten,
Der vom Spülwasser feucht war, von Gräten und Köpfen.
Efeu krallte sich in den Mauerputz. Der lästige Friedhofsfilz
Säumte den Eingang zu einer Grotte aus falschem Marmor.
Ein Mann stand davor, in Gummischürze, sich lange kratzend.
Das Schaufenster war ein Aquarium, meistens leer.
Hier blieb er gern stehen, sah durch die trübgrünen Schleier
Ein Becken, in dem Forellen und Karpfen um Atem rangen.
Durch und durch gingen die schartigen Rücken ihm, Mäuler,
Röchelnd geöffnet, Kiemen, zum stummen Leiden bestimmt.
Am Grund blinkten Schuppen im Algensud. Durch die Scheiben
Sah er im Ladeninnern dem Schlachten zu, in stiller Hypnose.

Manchmal war Kundschaft da. Und wie konnte das sein,
Daß der Mann mit dem Einkaufsnetz ins Leere starrte und pfiff?
Daß die Kiemen noch lang auf dem Richtblock matt klappten?
Daß ein Lichtstrahl die Kasse zum Glühen brachte und keiner
Die Fliegen vertrieb, dreiste Bande? Wie konnte das sein?
Hinterm Ladentisch spielte ein Radio süßliche Schlager.

»Lauf nach Hause zu Muttern!« *Aber ich wohnte doch hier ...*
Es war nicht traurig, das Kerlchen im Ringelhemd, nur,
Was sollte es bei den Mädchen auf der anderen Straßenseite,
Den kichernden Mädchen mit ihrem Himmel-und-Hölle-Spiel?
Sollte es Springseiltanzen, sich verstricken lassen in Bänder,
Geknüpft aus den Schlüpfergummis ihrer rüstigen Mütter?

Hügelab, hügelan fuhr mit klapprigen Wagen die Straßenbahn,
An blinden Fenstern vorbei, Häusern, geduldig wie Leguane.
Ungute Stadt – der nichts geblieben war als ihr Schatten.
In den Strombügeln spielte der Wind einen langsamen Satz.
Dabei dachte er oft, an der Elbe zu angeln – die lag so nah.
Nie was gefangen, doch die Fische im Laden taten ihm leid.
Die Büchse Erinnerung, ein altes Blech voller Regenwürmer:
Man öffnet sie, und Kindheit, das Erbärmliche, weht einen an.

3

»Dem Sozialismus kann keiner entfliehen.«

Walter Ulbricht

Immer noch liegt er dort
In aller Unfrische auf dem Straßenpflaster
Der erste verdorbene Fisch den ich sah
Alles war Fisch damals nicht nur im Regen
Die Bänke Plakate die Zifferblätter es gab sie
Die schlierigen Himmel die schlechte Stimmung
Den Schriftzug *Orwo Karma-Kosmetik Malimo*
Das »HH« jeder Haltestelle beim Warten
Und die unmöglichen Blusen die Schuhe BHs

Die glänzenden Kniekehlen schwitzender Mütter
Die Kälte der Zäune den Sozialismus
Dem keiner entfliehen konnte

Fisch es schüttelt mich Fisch
Du bist mir noch eine Antwort schuldig

4

Daß dieses kleine, rundum verschlossene, neurotische Land eine eigene Hochseeflotte unterhielt, gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten jener Jahre. Man war von der Welt abgeschnitten, machte Front gegen die Nachbarn im Westen und später auch die im Osten – und leistete sich währenddessen eine stattliche Anzahl von Schiffen auf allen Meeren. Vor Westgrönland und bis in die Fanggründe vor der Küste Argentiniens wurden die Hochseefischer aus dem Schattendeutschland gesichtet. Fischerei und Handelsmarine waren ein beliebtes Thema in den Zeitungen. Hier ließ sich das überschüssige Fernweh in die vernünftigen Bahnen von Technikbegeisterung und das naturbeherrschende Pathos der Fünfjahrespläne lenken.

Ich erinnere mich, wie ich nachts am Radio unter der Bettdecke ergriffen den Schiffsmeldungen lauschte. Der Heimathafen hieß immer Rostock, es gab für den Überseeverkehr nur den einen. Mich aber interessierten die Positionen da draußen, tausende Seemeilen entfernt, Hafenstädte wie Paramaribo, Bombay oder Mombasa. In meiner Schlafhöhle, die nur der Leuchttropfen des Transistors erhellte, waren solch vokalreiche Ortsnamen die reine Wonne. Sicher förderte auch das Bett, mit dem